

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 159. Bromberg, den 17. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er nimmt das Unterkleid auf — oder was es sein mag... Ach, du lieber Himmel: Es wiegt einfach gar nichts! Und so steht er da, die Lampe in der einen Hand, das schwarzseidene Nichts in der anderen — so steht er da, dieser alte Mann... Eigentlich wollte er sich schlafen legen; aber jetzt beschließt er, das letzte Holz in den Ofen zu tun und aus dem letzten Rest Rum einen Grog zu brauen. Denn es ist sehr festlich bei ihm! Eine Dame hat sich hier umgezogen; so etwas ist dem Organisten Hoffmann noch niemals widerfahren. Sie ist zwar nicht mehr da — aber das ändert ja nichts an der Tatsache, an dem Ereignis. Er stellt den Wassertopf auf den Ofen und betrachtet mit einer Art weihevoller Nachdenklichkeit und Dankbarkeit die ungewohnte Bescherung, die da auf dem Bett verstreut liegt.

Das Wasser beginnt zu singen. Hoffmann betrachtet immer noch, wie vor einer Frühlingswiese... „Ja, ja —!" sagt er und lächelt beglückt. „Das Leben ist doch schön..."

* * *

Hamlet aber sitzt im großen Lehnstuhl.

Es ist immer merkwürdig, wenn jemand von einem Maskenball plötzlich in eine bürgerliche Wohnstube kommt, die noch vor fünf Minuten ganz ahnungslos war; sogar die Möbel scheinen eine erstaunte Haltung einzunehmen.

Sinklar hat sich auf ein Schemelchen gesetzt. Es ist ihm zumute, als ob er bei sich selber gar nicht zu Hause sei, und er sieht Marianne unverwandt an, die mit ihrer knabenhaften schwarzen Schlankheit völlig wie aus einem Traum herausgeschnitten ist.

„Es war wirklich sehr aufregend — das können Sie sich noch denken?" sagt sie. „Jetzt, hinterher, kommt es mir beinahe wie eine Dummheit vor. Jawohl: Ich habe kein besonders gutes Gewissen! Was wird mein Vater dazu sagen? Niemand ahnt, daß ich in Mundelfingen bin. Ich war heute abend spielfrei — da kam mir plötzlich der Einfall. Hoffmann war auch sehr erstaunt, als ich bei ihm auftauchte; aber irgendwo mußte ich mich doch umziehen, nicht wahr? Dabei hab' ich ihn in meinen dunklen Plan eingeweiht, und dann klappte es so über Erwarten gut, daß ich selber ganz erschrocken bin. Dem Apotheker, diesem Schmierpeter, gönne ich es ja! Aber Beutelmann, der gute dumme Büffel, tut mir eigentlich leid; man wird ihm eine schlechte Note im Betragen geben, wenn sich die Sache herumspricht." Sie setzt sich aufrecht. „Ja, nun kommt aber das Unerwartete: Ich bin in meiner eigenen Schlinge gefangen! Der letzte Zug ist weg; daran hatte ich nicht gedacht. Was tu' ich?"

Sinklar lächelt. Er hat nicht ganz genau zugehört; er hat nur Marianne betrachtet.

„Da lachen Sie? Ich konnte doch nicht ahnen, daß mich Hoffmann hierher verschleppen würde! Noch vor Ihrer Tür wußte ich nicht, wem das Haus gehört. Oder glauben Sie es etwa nicht?"

„Selbstverständlich glaube ich es!"

„So? Na — das sieht Ihnen ähnlich, Sie Parsifal!"

„Wieso?" fragt Sinklar verblüfft.

„Wahr ist es übrigens!" sagt Marianne, schlägt ein Bein über das andere, lehnt sich wieder bequem hin und wendet ihm das Gesicht voll zu. „Trotzdem sind Sie ein Parsifal — ein überaus linkischer Knabe... Aber das ist ja gerade das Hübsche an Ihnen!"

„Ach — Sie meinen: wegen meines albernen Benehmens neulich?" Er sieht erkenntnisvoll zu Boden und schämt sich. „Ja, das war wohl das Kümmerlichste, was sich denken läßt. Ich bitte um Entschuldigung... Und verzeihen Sie einen Augenblick! Ich glaube, das Teewasser läuft über." Er geht hinaus.

Marianne benutzt die Gelegenheit, sich die Nasenspitze ein bißchen zu pudern.

Und als er wieder erscheint, hat er die höchst privaten Wollschuhe mit ordentlichen Schuhen vertauscht und trägt das Teebrett. „Ich muß Sie schon bitten, an den Tisch zu kommen," sagt er, „da drüben ist es gar zu dunkel. Wollen Sie sich neben mich auf das Sofa setzen?"

„Ja." Sie tut es. „Eigentlich ist es furchtbar gemütlich bei Ihnen... Wer ist die Dame da oben?"

„Meine Tante, der dieses Haus gehörte."

„Entzückend! So möcht' ich aussehen!"

„Sie haben etwas von ihr."

„Ja? Finden Sie? Aber sie war gewiß eine überaus ehrbare Tante — sehr aus Mundelfingen."

„Glauben Sie —?" fragt er lächelnd. „Und Sie — Sie möchten also nicht so sehr aus Mundelfingen sein?"

„Gott im Himmel, nein!" antwortet sie entsetzt. „Das hab' ich ja heute abend gesehen! Stellen Sie sich vor, ich müßte hier leben —: Wie viele Schmidtleins und Beutelmänner würden sich ohrfeigen? Dies beweist, daß ich ein schwarzes Schaf bin. Es wäre verheerend!"

Sinklar nickt. „Es ist schon verheerend!"

„Richtig!" sagt Marianne, ganz leicht und nebenher, und rührt in ihrer Tasse. „Sie haben mir ja neulich eine Liebeserklärung gemacht... Oder irre ich mich?"

„Sie irren sich nicht!" erwidert er mit der mühsamsten Ironie. „Ich war wirklich so albern."

Da geschieht das Unerwartete: Der Teelöffel klirrt auf die Untertasse zurück; Marianne sieht Sinklar an, und ihre Augen sind voll Tränen... „Es war gar nicht albern!" sagt sie zornig.

Er weiß nicht, was man nun erwidert, und sitzt erschrocken da.

„Ja, gar nicht albern war es! Es war sogar sehr schön... Aber, daß Sie heute nicht auf den Ball gekommen sind — das war albern und abscheulich!"

„Ich konnte doch nicht ahnen — —"

„Weil Sie eben dumm sind! Oder glauben Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie immer den Bahnhofsweg entlangstreichen — und immer auf der falschen Seite? Glauben Sie, ich bin nur herübergekommen, damit sich die beiden alten Böcke ohrfeigen? Glauben Sie, ich wäre nicht sofort vor Ihrer Haustür umgekehrt, wenn ich nicht — —"

Sinklar hat ihre Hände genommen und küßt sie.

„Ja: Jetzt —!" sagt Marianne, mit abklingender Empörung. „Nein, wahrhaftig: Sie sind so dumm, daß man Sie eigentlich gar nicht liebhaben kann! Aber ich bin noch viel dümmer; denn ich tue es trotzdem... Und daran ist gar nichts schuld als das Weihnachtsbäumchen — daß Sie's nur wissen!"

Es schlägt über Sinklar zusammen. Er zieht sie an sich; sie küssen sich wie toll.

„Unerhört!" sagt Marianne schließlich, heftig atmend in seinem Arm. „Man erkennt ihn einfach nicht wieder! Ist das der Schutz, den ein obdachloses Mädchen beanspruchen kann?" Aber sie macht sich nicht entrüstet frei, steht nicht auf, ja, sie bewegt sich gar nicht, sondern sie hebt die Hände und streicht ihm mit ihren feinen, langen Fingern das Haar aus der Stirn.

Dann blicken sie einander ernsthaft an; jeder hat einen so gesammelten und selbstvergessenen Ausdruck in den Augen, als ob er den anderen zum ersten Male sähe. Augen, in die man schaut, sind etwas vollkommen Rätselhaftes. Eine ganze Welt liegt in ihnen, hinter ihnen — eine durchaus fremde, wunderbare Welt, und je tiefer man hineinsieht, desto verschlossener wird sie.

„Ich glaube es nicht!" sagt Sinklar.

„Was glaubst du nicht?"

„Was man oft liest: daß durch den Blick die Seelen ineinanderfließen. Im Gegenteil: Hinter der samtschwarzen Dunkelheit dieser kleinen Öffnung erkennt man erst das Unmittelbare völlig — das heißt, man erkennt es eben nicht, sondern sieht es nur liegen, wie die Unendlichkeit im finsteren Raume zwischen zwei Sternen oder wie ein ganz fremdes Tier. Die Menschen betrügen sich immer selbst über die Seele."

„Bin ich dir so fremd?"

„Ja."

„Das ist gut."

„Warum?"

„Nur das Fremde ist geheimnisvoll. Das ganz Bekannte ist grenzenlos langweilig, aber das Geheimnisvolle kann fesseln. Innerhalb der Mauern kennt man alles —: Bürger! Aber was liegt draußen?"

„Ja — was?"

Marianne lacht. „Gott, wenn ich an Schmidlein und Beutelmann denke! Opfer der Mauern, aus denen sie doch nicht herauskönnen!"

„Denke lieber nicht an sie! Die Luft wird sauer dadurch. Bist du deshalb hier?"

„Nein, wahrhaftig!" Sie legt ihre Arme um seinen Nacken. „Dazu bin ich nicht hier!"

* * *

Als Frau Emerentia Lechner, Sinklars alte Zugehfrau, im Halbdunkel des Morgens auf den Schwarzbachsteg zuschlurft, kommt ihr der Organist Hoffmann in die Quere. Er trägt ein schwarzes Lacköfferchen. „Gut, daß ich dich treffe, Emerenz!" sagt er. „Du brauchst heute nicht in die Moosleite." — „Aber die Semmeln —?" erwidert sie störrisch und gewissenhaft. — „Gib her! Ich trag' sie selber hin!" — Die Emerenz läßt sich beschwören und kehrt um.

Hoffmann, leise singend, geht die Moosleite entlang, öffnet die Gartenpforte und beginnt, fürchterlich zu pfeifen.

Sinklar erscheint am Fenster und nickt ihm zu. Als er aber endlich herunterkommt und die Haustür aufschließt, steht da ein Köfferchen, und darauf liegt die Semmeltüte. Hoffmann ist bereits wieder verschwunden...

Gegen Mittag erklärt Marianne, daß sie nun aber unbedingt weg muß! Um drei Uhr ist in Wertenberg Probe, und abends hat sie zu spielen. Sinklar macht sich fertig, um sie zum Bahnhof zu begleiten, aber — — „Bist du verrückt?" sagt Marianne. „Das fehlte gerade — nach gestern abend! Ein gefundenes Fressen für die braven Mundelfinger! Nein, nein — bleibe du hübsch zu Hause!"

An der Bahnsteigsperre trifft sie mit Frau Direktor Beutelmann zusammen, die also auch nach Wertenberg fahren will. So! Frau Beutelmann verliert beinahe die Haltung, beinahe fällt sie in Ohnmacht; jedenfalls sieht sie aus wie ein eitergrüner Bofist. Aber sie platzt nicht, sondern schleppt sich mit dem Rest ihrer Selbstbeherrschung in das entfernteste Abteil des Zuges. Sie darf einfach nicht platzen; denn sie muß nach Wertenberg zum Provinzialschulrat, um vorzubauen — ehe irgendeine Beschwerde einläuft. Es ist furchtbar. Adolf! Adolf!

* * *

Eines war deutlich: daß es Tage gibt, an denen alles zusammenkommt. Die Stadt Mundelfingen zum Beispiel lag monatelang, vielleicht jahrelang wie vergessen da — und plötzlich drängten sich die Ereignisse. Allerdings — dachte Sinklar — nicht unabhängig voneinander, denn die Ereignisse waren ja verkettet. Der Maskenball, die Prügelei, Marianne— ja, das war eine Kette, ein toller Knoten in der Kette. Vielleicht hatte der alte Hoffmann mit seiner komischen Astrologie doch recht: An gewissen Tagen kam die Entwicklung eben zu solchen Knoten, und dann gab es ein allgemeines Stolpern.

Sinklar saß am Fenster und dachte. Er ging im Dasein spazieren, wie in einem Botanischen Garten, langsam und mit Genuß. Seit er vom Bureau nach Hause gekommen war, saß er so; nicht einmal die Lampe brannte. Aber draußen, über den Ästen, über den Schneewiesen, stand der Mond in einem feucht schimmernden Hof, und der Westwind trieb Wolken unter ihm hin. Merkwürdige Wolken: einander ganz unähnlich, manche wie ein Löwe, viele wie ein chinesischer Drache, schwarz, mit silbernen und goldenen Rändern; sie wälzten sich vorbei, hoben die Pranken, kniffen die Schwänze ein, schienen plötzlich zu stocken und machten dann einen schwerfälligen Purzelbaum. Eigentlich sonderbar, daß dies alles so lautlos geschah!

Überhaupt sonderbar, wie alles geschah! Gerade in den wichtigsten Augenblicken des Lebens, dachte er, tut man kaum etwas selbst. Es geschieht eben; man macht gute oder auch böse Miene dazu, und dies heißt dann die Freiheit des Willens. Sehr einfach. Bestenfalls hat man zwischen zwei Unausbleiblichkeiten zu wählen. Sinklar hatte seinen philosophischen Tag.

Wolken, einen Mond, schlafende Zweige, Schnee gab es eigentlich erst, seit er in Mundelfingen war. Auch Menschen gab es erst seit dieser Zeit und Fäden des Schicksals und ein Leben, wert, es zu beachten. Sehr wunderbar! Vor allem gab es einen Weg, den man ging; freilich kannte man ihn nicht. Nein, man kannte ihn gewiß nicht; niemand kannte ihn. Wer hätte noch gestern um diese Zeit geahnt, daß Marianne kommen würde? Alles war vollständig wunderbar.

Lag denn nicht gerade darin das Glück? Der Mensch ist nur vom Überraschenden wahrhaft beglückt. Was er längst erwartet, kann höchstens eine Erfüllung sein; das Glück aber tritt plötzlich durch die Tür und ist da. Freilich geht es auch ebenso schnell wieder fort — aber es hinterläßt seinen Duft, seinen Glanz. Sinklar hatte diesen ganzen Tag über in Duft und Glanz gelebt, trotz Lohnlisten und Kilowattstunden. Marianne —! Er sah den Wolken vor dem Monde zu und träumte wieder eine halbe Stunde von Marianne... Ja, und dann dieser Krach auf dem Ball! Die ganze Stadt sprach davon. Ob Isa dabeigewesen war? Hm: Isa...

Es war ihm schon lange so gewesen, als müßte er sich an etwas erinnern. Und jetzt also tat er es endlich bewußt und absichtlich; es gehörte eine Art Entschluß und Mut dazu. Isa —! Er stand auf und machte Licht. Das war ein Problem, das man nicht beträumen, sondern nur bedenken konnte. Unbehaglich... Mit der glückseligen Stimmung war es jetzt vorbei — nun ja: Das Glück ist eben kein Zustand; sonst wäre es ja nicht das Glück. Das Glück ist ein Ausnahmezustand, für die Praxis nicht ungefährlich — plötzlich kracht es irgendwo!

Sinklar hatte das Gefühl, daß er jetzt nicht mehr zu Hause bleiben dürfe, ohne nervös zu werden. Mit seinem Gewissen allein zu sein, ist ungeheuer schwer... Er zog sich an und ging zu Doblers. Sozusagen mitten hinein.

Der Doktor war auf Krankenbesuch, die Mutter irgendwo beim Tee — heute gab es ja genug Unterhaltungsstoff —, aber beide mußten jeden Augenblick zurückkommen; das Abendbrot stand schon längst auf dem Tisch. Ob Sinklar — —?

„Ja, gern, wenn es Ihnen keine Umstände macht. Ich wäre dankbar für Gesellschaft."

„Aber gestern —?"

„Ja, da bin ich zu Hause geblieben. Man konnte doch nicht ahnen, welche Sensationen — —"

„So, das wissen Sie?"

Er beschäftigte sich mit seiner Taschenuhr. „Die ganze Stadt spricht davon, Isa. Im Büro — —"

„Natürlich. Eine schöne Bescherung! Diese Marianne —"

Knacks! machte es, und Sinklar hatte die Taschenuhr richtig überdreht. „Wenn ich gewußt hätte," sagte er und steckte sie endgültig ein, „daß es so interessant werden würde, wäre ich freilich gekommen."

„Und plötzlich, denken Sie, war die kleine Waldemar weg — und, wissen Sie, wer auch weg war? Hoffmann. Er hätte später die Quadrille wiederholen sollen, aber er war eben nicht mehr da. Ich bin dann selber geschwind zu ihm hinübergesprungen, aber er wollte einfach nicht kommen; er lag schon im Bett, las Gedichte und lachte... Haben Sie ihn seither gesprochen?"

„Gesprochen?" fragte Sinklar. „Nein!"

„Ich bin ihm auf der Straße begegnet, aber er schien seinen ungeselligen Tag zu haben, sah mich über die Brille hinweg einigermaßen komisch an und war zu Mitteilungen nicht geneigt. Finden Sie nicht auch, daß er in letzter Zeit manchmal recht eigentümlich ist?"

Sinklar meinte, daß er dies eigentlich nicht finden könne. Er vermied es, Isa in die Augen zu sehen; es machte ihn nervös. Statt dessen blickte er in der Stube herum und blieb an einem Ding hängen, an einem ganz gewöhnlichen, bescheidenen Sofakissen, das in Kreuzstich die Worte „Nur ein Viertelstündchen" trug. Er hatte es bisher noch nie bemerkt; gerade heute fiel es ihm auf — und zwar fiel es ihm auf die Nerven.

Isa, die ihm gefolgt war, sagte lächelnd: „Ich habe es als Kind gemacht — es war meine erste Handarbeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache des Hellsehers.

Heitere Skizze von **Ralph Urban**.

Der D-Zug stand abfahrtbereit in der Halle, die letzten Rollwagen wanden sich durch das Gewühl am Bahnsteig, die mächtige Maschine schnaubte leise wie ein frischgesatteltes Rennpferd.

Zufrieden an seiner Zigarre ziehend lehnte Herr Mohr im Fenster seines Abteils. Plötzlich aber erstarrte sein schweifender Blick, und das eben noch glückliche Reisegesicht wandelte sich in das Mienenspiel eines Kampfstieres, dem man ein rotes Tuch zeigt. Schuld an dieser häßlichen Veränderung trug ein Mann, der, sich leicht in den Hüften wiegend, mit einem eleganten Handkoffer den Bahnsteig entlang tänzelte. Er bestieg denselben Wagen, in dem bereits Herr Mohr Platz genommen hatte, betrat ein noch leeres Halbabteil erster Klasse und belegte sämtliche Plätze mit Zeitungen und Kleidungsstücken. Dann zog er die Vorhänge zu, wechselte die Schuhe mit Pantoffeln aus und traf alle Vorbereitungen für eine erquickliche Nachtruhe.

Inzwischen saß Herr Mohr düster in seinem Abteil und knirschte mit den Zähnen, während der rote Wurm des Hasses an seinem Herzen nagte. Der Anblick des grimmigen Feindes, den er nun in seiner nächsten Nähe wußte, hatte ihm nicht nur die Laune verdorben, sondern auch alle Schmerzen seiner gekränkten Seelen aufgewühlt. In der Brust des Herrn Mohr wohnten nämlich deren zwei: die eines Geschäftsmannes und einer Privatseele; und in seltener Einmütigkeit dürsteten beide nach Rache.

Herr Mohr war ja niemand anderer als der bekannte Hellseher Sombrero. Und hatte einmal einen Famulus gehabt, der den bürgerlichen Namen Knopf führte. Der putzte Herrn Mohr des Morgens die Schuhe, saß des abends unter den Zuschauern und trug viel zur Hellsichtigkeit seines Meisters bei. Er zeigte sich sehr gelehrig, lernte das Geschäft mit allen seinen Feinheiten und wurde eine so wertvolle Stütze, daß Mohr ihn zu seinem Teilhaber machte. Die beiden wurden berühmt und verdienten Geld wie Heu.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", sagte eines Tages Meister Sombrero und schaffte sich eine Braut an. Sie war schön wie ein Märchen, sanft und reich. Als Herr Mohr einmal allein auf eine Tournee ging, spannte ihm unterdessen Knopf die Braut glatt aus. Er spannte sie ihm aber nicht nur aus, er heiratete sie sogar und zertrat damit die Privatseele seines Meisters. Mit dem Vermögen seiner zu Unrecht erworbenen Frau machte er sich hierauf selbständig, nannte sich Audini, brachte Herrn Mohr in unlauterem Wettbewerb dem Ruin nahe und zertrat solcherart auch dessen geschäftliche Seele. Kein Wunder also, wenn es in des Meisters Seele zweistimmig nach Rache schrie...

Der Zug hatte sich schon lange in Bewegung gesetzt und raste jetzt durch die schwarze Nacht. Während der ehemalige Famulus Knopf auf samtenen Kissen schnarchte, brütete sein Meister dumpf vor sich hin. Als er einmal in seiner Pein den Blick vorwurfsvoll gen Himmel hob, blieb sein Auge auf der wohlbekannten Aufschrift haften: Notbremse! Bei Gefahr Handgriff herabziehen. Mißbrauch wird mit 500 Mark und der ganzen Strenge des Gesetzes geahndet.

Die beiden Seelen des Herrn Mohr oder Sombrero schrien rachedurstig auf, und ihr Chef folgte dem Ruf. Wie ein Indianer auf dem Kriegsfuß schlich er den Gang entlang, bis er das Abteil des Feindes erreichte. Durch einen Spalt zwischen den Vorhängen sah er den Schläfer, trotz des Ratterns der Räder hörte er das Schnarchen des Schändlichen. Mit der Gewandtheit eines beruflichen Meuchelmörders öffnete Mohr unhörbar die Tür, bewegte sich auf leisen Sohlen durch das Abteil, streckte die Hand aus, erfaßte den Bügel der Notbremse und riß ihn herunter. Während von der Maschine her ein anhaltendes Pfeifen hörbar wurde und die Räder zu knirschen begannen, verließ Mohr rasch das Abteil und schloß behutsam die Tür. Unmittelbar darauf saß er schon wieder auf seinem Platz.

Der Zug blieb mit einem heftigen Ruck stehen. Fenster und Türen wurden aufgerissen, schlaftrunkene Fahrgäste riefen aufgeregt durcheinander. Ein Schaffner lief von Abteil zu Abteil, um zu sehen, was geschehen sei. Als er neben Herrn Knopf die heruntergezogene Notbremse sah, war dieser eben erst durch den Lärm erwacht. Vor dem Abteil ballte sich die Menge, und darunter befand sich auch das Siegerantlitz des Meisters Sombrero.

Der erstaunte Audini beteuerte, die Notbremse nicht gezogen zu haben.

„Das können Sie einem Dümmeren erzählen", entgegnete der Schaffner. „Sie müssen bezahlen, und angezeigt werden Sie auch!"

Herr Mohr draußen wurde glücklicher und glücklicher. Plötzlich aber wurde er brüsk zur Seite geschoben; der Zugführer und ein Herr mit vornehmem Spitzbart betraten das Abteil.

„Mein Herr!" sagte der Spitzbärtige zu Knopf, „ich bin vom Präsidialbureau der Bahn und fuhr zufällig mit diesem Zug. Knapp vor der Maschine ist das Geleise durch einen Erdrutsch verlegt. Sie haben ein schreckliches Unglück verhütet, und ich werde dafür sorgen, daß Ihnen eine hohe Prämie ausgezahlt wird. Wie aber, um Himmelswillen, konnten Sie wissen — —"

„Ja", meinte mit überlegenem Lächeln Herr Knopf, „das ist für einen Mann wie ich natürlich nur eine Kleinigkeit. Ich bin der Hellseher Audini!"

Der Hellseher Audini erlangte hierauf Weltruhm. Sein ehemaliger Meister gab den Kampf auf. Er wurde der Famulus seines einstigen Schülers, putzt ihm nun des morgens die Schuhe und sitzt in der Abendvorstellung unter den Zuschauern.

„... fehlt nichts als die Reime."

Wrangel als Dichter.

Der alte General Wrangel war bei aller Leutseligkeit ein grober Herr. Man kann auch seiner ganzen Veranlagung wenig dichterische Neigungen zutrauen. Aber einmal hat er doch sein Musenroß getummelt, und das war, als der König Friedrich Wilhelm ihn beauftragte, von einem poetisch veranlagten Offizier der Armee einen Vierzeiler schreiben zu lassen, der in Rundschrift auf einem silbernen Schilde aufgeführt werden sollte, den man dem Prinzen von Preußen zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am ersten Januar achtzehnhundertsiebenundfünfzig überreichen wollte.

Die Wahl des alten Wrangel fiel auf den Leutnant von Koeppen. Er ließ ihn in seine Wohnung rufen und teilte ihm mit, worum es sich handelte. Er hatte aber bereits vorgearbeitet und übergab dem Leutnant ein Papier, auf das er einen von ihm selbst gedichteten Vierzeiler geschrieben hatte. Er lautete:

Hast du erspäht den Feind,
Dann wäge nicht, dann drauf.
Und dein ist der Sieg, hast
Du im Herzen Gott den Herrn.

Dazu gab der alte Haudegen Erklärungen.

Siehst du, mein Junge, dies ist ganz in dem Sinne, wie Seine Majestät es meint. Es ist nämlich von mir selbst aufgesetzt, fehlt nichts als die Reime. Verstehen Sie mir, alles abgezählt und gerichtet. Das Metrum stimmt, es sind nur noch die Reime anzuhängen."

Der junge Offizier wagte einen Einwand, aber Wrangel unterbrach ihn.

Weiß schon, die vierte Zeile hat einen Versfuß zuviel, das muß mit den Reimen abgeschliffen werden. Dazu sind Sie der Dichter."

Wrangel erhob sich und verabschiedete seinen Dichter. „Nun gehe, mein Junge, und dichte vor deinen König."

Der junge Offizier wußte sehr wohl, daß es Wrangel besonders auf das Wort „drauf" ankam. Er kam also auf den Gedanken, mehrere Vierzeiler zu machen, und sie zur Auswahl vorzulegen. Nach der ihm gesetzten Frist erschien er wieder bei Wrangel, um ihm seine Vierzeiler vorzulesen. Sie lauteten:

Zum Schild den Schaft,
Zum Mut die Kraft,
Zum Wort die Tat,
Dann wird uns Rat.

und der andere:

Zu Schirm und Schutz,
Zu Tat und Trutz,
Zu Sieg und Streit
Von Gott geweiht.

Wrangel war unzufrieden. Er wartete auf die Bearbeitung „seines Verses."

„Ganz nett", sagte er, „aber du hast dir nicht am Thema gehalten."

Und jetzt las der Leutnant von Koeppen seinen letzten Vers vor:

Hast du erspäht den Feind,
Dann wäge nicht, dann drauf,
Ist Gott mit dir vereint,
Wer hemmt des Sieges Lauf?

Jetzt war Wrangel hochbefriedigt.

„Du hast mir verstanden, mein Junge", sagte er. Und er dankte mit der höchsten Gunst, die er zu vergeben hatte, der junge Leutnant durfte ihn auf die Wange küssen, „auf die ihn sein König zu küssen pflegte."

Aber der König wählte doch einen von den anderen Versen, und Wrangel fühlte sich in seiner Würde als Dichter gekränkt und hat sich geschworen, nie mehr den Pallasch mit dem Pegasus zu vertauschen.



Bunte Chronik



Hochzeitsfest mit Dynamit.

In der schwedischen Landschaft Smaland ist es Sitte, bei einer Hochzeitsfeier dem jungen Paar zu Ehren Salutschüsse abzufeuern. Zu diesem Zweck verwendet man seit kurzem Dynamit, das aus den Sprengstoffvorräten der nahe gelegenen Bergwerke ohne große Mühe zu beschaffen ist. Vor kurzem fand die Hochzeit einer reichen Bauerntochter statt, zu der eine Hochzeitsgesellschaft von mehr als hundert Personen geladen war. Die Hochzeitstafel war in dem wunderschönen, neuerbauten Hause gerichtet, das der Brautvater seiner Tochter zum Geschenk gemacht hatte. Als die Hochzeitsgesellschaft aus der Kirche kam und sich zum Festmahl begeben wollte, feuerten die jungen Burschen des Dorfes die Salutschüsse ab. Aber dieses Ereignis, auf das man schon mit Spannung gewartet hatte, nahm einen nicht gerade sehr erfreulichen Verlauf. „Je lauter der Knall, desto größer die Ehre", hatten sich die jungen Burschen gedacht und darum eine ordentliche Portion Dynamit verwendet. Das hatte zur Folge, daß durch die Salutschüsse sämtliche Fensterscheiben des neu erbauten Hauses in Trümmer gingen — sämtliche 25 Scheiben waren zerbrochen, wie der Brautvater nachher gewissenhaft nachzählte —; und damit nicht genug: die Glasscherben verbreiteten sich über die gedeckte Hochzeitstafel, so daß es unmöglich war, die mit Glassplittern reich gespickten Speisen zu genießen. Während das Brautpaar sich die größte Mühe gab, die aufsteigende Mißstimmung zu bekämpfen, rannte der Brautvater wutenbrannt zum Gendarmen. Dieser erklärte aber, daß man bei Hochzeitssalut auch ein paar Scherben mit in Kauf nehmen müsse. Der entrüstete Bauer zeigte den gemütlichen Gendarmen daraufhin bei der vorgesetzten Behörde an und beschuldigte ihn gröblicher Pflichtvergessenheit, doch auch dort bekam er nicht recht. Man gab ihm wieder dieselbe Antwort, daß dieser uralte Brauch des Salutschießens auch ein gewisses Risiko bedeute, und daß im übrigen Scherben Glück bringen. Damit mußte sich der Brautvater zufrieden geben, und sein nächster Weg führte ihn in schon etwas besänftigter Stimmung zum Glaser.

Eine Pilgerfahrt im Flugzeug.

Den Bewohnern der Häuser in der Nähe der berühmten Canterbury-Kathedrale bot sich dieser Tage ein eigenartiges Bild. Sie wurden schon am frühen Morgen durch das starke Motorengeräusch zweier Flugzeuge geweckt, die in großer Höhe angeflogen kamen, um ganz in der Nähe der Kirche zu landen. Der einen Maschine entstieg der englische Luftfahrtminister Londonderry mit seiner Frau, der anderen ihre verheiratete Tochter, Lady Mary Stewart. Die Gäste wurden am Portal der Kathedrale vom Dekan begrüßt und in die Kirche geleitet. Im Laufe des Tages folgten noch fünfzehn weitere Maschinen, die Pilger zur Kirche brachten. Alle Maschinen wurden von weiblichen Piloten gesteuert, und hatten zum Teil noch Passagiere an Bord. Der Gedanke der Pilgerfahrt durch die Luft war vom Dekan von Canterbury ausgegangen, und die Durchführung hatte die Vereinigung der englischen Fliegerinnen übernommen, deren Präsidentin die Frau des Luftfahrtministers ist. Die ungewöhnliche Pilgergesellschaft lockte natürlich eine große Zahl Neugieriger an, und die Kirche war schon vor Beginn des Gottesdienstes überfüllt. Der Dekan, der auf seine Idee besonders stolz ist, will die „luftigen" Pilgerfahrt in Zukunft öfters wiederholen.

*

Stolz.

„Meine Mutter hat gesagt, ich würde nie eine Stellung bekommen."

„Na und?"

„Dabei habe ich in vier Wochen dreie gehabt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.